

Wir können uns etwas zeigen. Und etwas dazu sagen. Und wir können den anderen sehen, wie er schreibt und liest und zuhört.

Es ist, als könnten wir uns in diesem Spielraum tatsächlich berühren, ohne dass die Ferne aufgelöst ist. (Ebd., S. 115)

Vor diesem Hintergrund ergibt es keinen Sinn mehr, davon zu sprechen, dass Medien es ermöglichen, Raum zu überwinden. Diese Sichtweise entspricht einer verkürzten Vorstellung, die davon ausgeht, dass Raum rein metrisch zu bestimmen ist, und vernachlässigt das topologische Verständnis des Raums als »Raum von Nachbarschaften« (Serres, 2013, S. 15). Denn topologisch verstanden ist Abwesenheit nicht gleichzusetzen mit Nicht-Anwesenheit; dieser Dualismus verflüssigt sich in »verschachtelten« *MediaSpaces*, in denen ein kreativer, experimenteller, spielerischer und kunstvoller Umgang mit FernNähe/NahFerne gefunden werden kann (vgl. Porombka, 2017).

Diffraktionsmuster III.

Ausgehend von der gegen Ende der Ausführungen zu Variation a. des zweiten Diffraktionsmusters im Anschluss an die Erörterungen zu Barads (2012b) Essay *On Touching* formulierten Frage, was es heißen könnte, Berührung unter den Vorzeichen der Bedingung eines Abstands, eines Dazwischen, zu denken, setze ich mich bei der nachfolgenden Erzeugung des dritten und letzten Diffraktionsmusters mit einer philosophischen Rekonzeptualisierung des Intimitätsbegriffs auseinander. Damit verfolge ich die Absicht, Intimität über ihre heteronormative Verfasstheit hinweg anders und neu zu denken, den Begriff von seiner psychologischen bzw. psychologisierenden Verwendung zu lösen und ihn dadurch zu verschieben. Ich beziehe mich zur experimentellen Erzeugung dieses dritten Diffraktionsmusters im Wesentlichen auf Julliens (2018) *Nah bei ihr. Opake Gegenwart, vertraute Präsenz*.

Diffraktionsmuster III. –

Mehr als normalisierte Intimität/Das Intime im Dazwischen

Zur Installation des Beugungsgitters für das dritte Diffraktionsmuster muss zunächst eine konzeptuelle Basis gelegt werden, die auf einigen zentralen Überlegungen von Jullien (2018), die sich auf die Entwicklung seiner Konzeption des Intimen beziehen, beruht. In *Nah bei ihr* diskutiert Jullien (2018) die Frage, wie »sich verhindern [lässt], dass Gegenwart, sobald sie eintritt, sich setzt« (S. 13). Gemäß Julliens Verständnis bedeutet ein Nah-Sein der Gegenwart in einer Paarbeziehung, dass die Gegenwart eingekehrt ist und sich ›niedergelassen‹ hat, das heißt, dass sie sich im Alltag eines Paars festgesetzt hat, sodass sich die Beziehungspartner_in-

nen (emotional) nicht mehr begegnen, »sich einander nicht einmal mehr nähern« (ebd., S. 16) können. Dies bezeichnet Jullien (2018) als »Opazität der Gegenwart« (S. 37): Eine Gegenwart des Nah-Seins zu zweit, in die keine Störung einbricht, die gleichgültig hingenommen wird, »was dazu führt, dass nichts mehr passiert (nichts mehr durchkommt und nichts mehr geschieht)« (ebd., S. 17).²³ Durch das Wirklichkeitwerden der Gegenwart, das durch ihre Stabilisierung und Sedimentierung erfolgt, schwindet ihre Wirksamkeit und sie wird opak (vgl. ebd., S. 18f.). Die Gegenwart birgt gemäß Jullien (2018) einen Widerspruch, der sich wie folgt manifestiert: Zum einen gibt es ein ausgeprägtes, unermüdliches Streben nach Gegenwart (i.S.v. »Nahesein, ›Beisein‹, [...] Zugegensein«, ebd., S. 21), da in ihr Raum und Zeit nicht getrennt, sondern miteinander verbunden sind: »Die Gegenwart ist zugleich Hier und Jetzt, *hic et nunc*, im gleichen Zuge besagt sie sowohl Nähe als auch Aktualität [...]« (ebd.).²⁴ Zudem ist die Gegenwart untrennbar mit dem ›Sein‹ verknüpft, da es dieses nur als »›gegenwärtig sein‹« (ebd., S. 22) gibt.²⁵ Zum anderen ist der Gegenwart eine Enttäuschung inhärent, die darin besteht, dass sich die Gegenwart in ihrem Eintreten setzt und dadurch auflöst: Durch das Gegenwärtigsein der Gegenwart, dadurch, dass sie sich eingestellt hat, »verschwindet [sie] nicht (*disparaît*), aber sie wird unscheinbar (*désapparaît*)« (ebd., S. 24). Die Erfüllung des unermüdlichen Strebens nach Nähe und Gegenwart verunmöglich somit letztendlich gleichsam deren Wirksamwerden und führt zu einem Zustand, der durch Einönigkeit und Gleichgültigkeit geprägt ist. Das Unscheinbarwerden der Gegenwart bedeutet, dass sie »verloren [geht], sobald sie Konsistenz erlangt, sich in Weite und Dauer entfaltet, sich festigt und absichert, sobald sie also nicht mehr umkämpft oder gefährdet ist. Das heißt, sie geht verloren durch ihren Erfolg« (ebd., S. 25).

23 Etymologisch leitet Jullien (2018) den Begriff der Opazität folgendermaßen her: »Opak (*opacus*): was den Durchgang verhindert. So wie dichtes (opakes) Blattwerk das Licht aufhält, es nicht durchlässt« (S. 24).

24 Zum Begriff der Aktualität vgl. die Ausführungen in Kapitel 7.1.3 (Wirklichkeit und Virtualität).

25 Das ›Sein‹ grenzt sich ab sowohl von dem, was räumlich nicht da ›ist‹ abwesend aus dem – ortsbzogenen – Wahrnehmungsfeld unserer Erfahrung, als auch zeitlich von dem einen wie vom anderen: von der Zukunft, die noch nicht ›ist‹, und von der Vergangenheit, die nicht mehr ›ist‹ (Jullien, 2018, S. 22). In Derridas *Marx' Gespenster* (2016b) findet sich eine davon abweichende Konzeption des Seinsbegriffs, der zufolge das Sein nicht als ›abgegrenzt‹ von der Vergangenheit (und der Zukunft) zu verstehen ist. Derrida (2016b) führt diesbezüglich Folgendes aus: »Sein, [...] heißt, [...] erben. Alle Fragen, die das Sein betreffen oder das, was es zu sein gibt (oder nicht zu sein: *or not to be*), sind Fragen des Erbes. [...] Wir sind Erben – das soll nicht sagen, daß wir dies oder das *haben* oder *bekommen*, daß irgendeine Erbschaft uns eines Tages um dies oder das bereichern wird, sondern daß das *Sein* dessen, was wir sind, in erster Linie Erbschaft *ist*, ob wir es wollen und wissen oder nicht!« (S. 81). Dieses Erbe sei »niemals ein *Gegebenes*, es ist immer eine *Aufgabe*« (ebd.). Dem Sein wohnt bei Derrida etwas Gespenstisches inne.

Auch die Gegenwart des Anderen verliert auf diese Weise ihre Wirksamkeit: Da »kein Kontrast der Abwesenheit sie mehr hervorhebt, keine Unterhöhlung durch die Distanz mehr ihre Eroberung erforderlich macht« (ebd., S. 38), wird sie paralyisiert und verliert jegliche Spannung (vgl. ebd.). Abwesenheit und Distanz wie auch Abstand (vgl. Jullien, 2014a, S. 31ff.; 2018, S. 8of.) sind diesen Überlegungen zufolge konstitutiv für eine Gegenwart, die nicht durch Erstarrung und Unscheinbarkeit geprägt sein soll. Davon, was passiert, wenn die Gegenwart sich selbst durch ihr Eintreten und ihr Ausbreiten gleichsam gelähmt hat, zeugt die folgende Passage bei Jullien (2018), in der eine Situation geschildert wird, die jener vieler Fernbeziehungspaare ähnlich sein dürfte:

Wiewohl wir doch sagten, dass wir uns sehen müssten, in aller Ruhe, von Angesicht zu Angesicht und so weiter, [...] sprachen wir tatsächlich am Telefon intensiver, mit mehr Entschiedenheit und eher ans Wesentliche röhrend, als wenn wir uns dann tatsächlich einander gegenüber, im direkten Gespräch wiederfanden. Wenn wir uns wirklich ›sahen‹, in unseren Sesseln einander gegenüberstehend, mit Zeit zum Reden soviel [sic!] wir nur wollten, führte gerade diese Situation dazu, dass wir uns nichts mehr zu sagen hatten: Waren wir einander nicht *zu nahe*, zu sehr eingerichtet im *vis-à-vis* (zu ›gesetzt‹), allzu sehr niedergelassen in der Wirklichkeit, als dass daraus ein Gegenwärtigsein hätte hervorgehen können? (Als dass seine Wirkung nicht gehemmt worden wäre?) (S. 40)

Der in einem telefonischen *MediaSpace* eröffnete Zwischenraum ermöglicht eine Intensität, die der zitierten Beschreibung zufolge im Face-to-Face-Gespräch nicht erreicht werden kann, obwohl sich die Beziehungspartner_innen paradoxerweise genau nach dieser physischen Nähe, der gemeinsamen Anwesenheit an einem Ort, gesehnt haben.²⁶ Es ist »[d]er Verlust der Distanz« (ebd., S. 96), der die Wirksamkeit der Gegenwart (des Anderen) verunmöglicht. Es wäre aber wohl zu vereinfachen, gleichsam im Umkehrschluss zu behaupten, dass der lähmenden »Opazität der Gegenwart« (ebd., S. 37) ganz leicht dadurch zu entkommen sei, dass stets eine Distanz in eine Beziehung »einzubauen« wäre. Denn Distanz bedeutet nicht *per se*, dass sich eine intensive Gegenwart (wieder) einstellt. Deshalb stellt sich die Anschlussfrage, wie die Gegenwart intensiviert werden kann und sich deren Opakenwerden verhindern lässt. Gemäß Jullien (2018) liegt der Ausweg im Intimen (Vertrauten), das heißt in der intimen Gegenwart (vgl. ebd., S. 58f.):

Die Subjektivität öffnet sich einen Spalt breit und entfaltet sich als unendliches Vermögen (Unendlichkeitsvermögen), das im Tiefsten des Subjekts erkennbar

26 Der Begriff der Intensität spielt in der Erzählung von F. immer wieder eine bedeutsame Rolle. Vgl. hierzu die Ausführungen zu Variation b. von Diffraktionsmuster I. sowie im »Spurenkapitel« (Kap. 4.2: Räumliche Dimensionierung: Weitere rhizomatische Spuren mit der Erzählerin F.).

wird, in seiner Beziehung zum Anderen, um sich dem ontologischen Scheitern der Gegenwart entgegenzustellen, der Tatsache, dass diese sich in ihrem Wesen widerspricht [...]. (Ebd.)

Das Intime bezeichnet einerseits das einem Subjekt ganz und gar Innerliche, das verstandesmäßig nicht zu erklären ist, wobei dieses Innerliche jedoch andererseits und gleichzeitig nur in Relation zu einem Anderen zu verstehen ist (vgl. ebd., S. 68; Jullien, 2014b, S. 21f.). Der Ausdruck »wir sind intim« (Jullien, 2018, S. 68) verweist auf ebendiese Beziehung und das Gemeinsame des Intimen. Weshalb Jullien explizit vom ›Intimen‹ und nicht beispielsweise von ›Intimität‹ spricht, legt er in seinem Buch *Vom Intimen. Fern der lärmenden Liebe* (2014b) dar, wo er den Begriff der Intimität aufs Schärfste kritisiert und diesen abwertend als das ›Intimitätsche‹ (S. 38) bezeichnet:

Indem es [das ›Intimitätsche‹, Anm. MS] diese Öffnung zum Anderen, in der das Intime sich vertieft, abschafft, verwässert es sich in Genres, Darbietungsweisen, Atmosphärischem. Sobald das Eindringen eines Außen, das die Eingrenzung durchbricht, in Vergessenheit gerät, zieht sich die Innerlichkeit in sich zurück und findet Gefallen an sich. Dieses ›Intimitätsche‹ muss denunziert werden, es ist dieser *Kitsch* nicht sosehr [sic!] das Gegenteil vom Intimen als vielmehr dessen Perversion. (Ebd., S. 37f.)

Im Unterschied zum ›Intimitätschen‹ sei das Intime darüber hinaus »nicht abgeschmackt, süßlich, gelassen, sondern höchst herausfordernd. [...] Weit davon entfernt, eine *Wärmeflasche* der ›Zweisamkeit‹ zu sein, lässt es einen vielmehr ins Unfassbare kippen« (ebd., S. 130).

Auf der Grundlage dieser Ausführungen zur Jullien'schen Begriffsverwendung des Intimen (anstatt des Begriffs der Intimität bzw. des ›Intimitätschen‹) komme ich im Folgenden darauf zu sprechen, inwiefern sich das Verhältnis von An- und Abwesenheit unter diesen Vorzeichen denken lässt. Gemäß Jullien (2018) zeigt sich, dass sich die intime Gegenwart nicht allein *entweder* im Modus der Abwesenheit (sie braucht die Distanz nicht unbedingt) *oder* im Modus der Anwesenheit einstellen kann, da das Intime/Vertraute nicht bloß einem dieser beiden Modi zuzuordnen ist. Vertraute Abwesenheit ist gleichermaßen möglich wie vertraute Anwesenheit, denn das Intime »kennt nicht einmal mehr die Trennung zwischen Seele und Körper, die unserer Anthropologie zugrunde liegt: Ich kann ebenso gut vertraut an den abwesenden Anderen denken, wie ich ihn vertraut in die Arme schließen kann – das Intime kennt diese Teilung nicht« (ebd., S. 59f.; vgl. Jullien, 2014b, S. 123). Vor diesem Hintergrund verliert auch die Frage, was das Maß der Nähe sei (vgl. Barad, 2012b, S. 206), an Bedeutung. Die intime Gegenwart lässt sich anhand eines metrischen Verständnisses von Nähe und Ferne nicht bestimmen. Entsprechend ist, wie Jullien (2018) festhält, »die Relativität des ›Nahseins‹« (S. 60) – die sich bei-

spielsweise in der Frage »Was ist dieses ›Nahsein‹ der Gegenwart, und lässt es sich abgrenzen?« (ebd., S. 56) manifestiert – der intimen Gegenwart unbekannt. Das Vertraute zeigt sich nicht im Modus des *Entweder-oder* (*entweder* anwesend, nah *oder* abwesend, fern), sondern im Modus des *Sowohl-als-auch*. Im Widerspruch zur eingangs wiedergegebenen Aussage, dass sich Gegenwart als »Hier und Jetzt« (Jullien, 2018, S. 21) darbiete, führt Jullien an anderer Stelle aus, dass man diese nicht »aufs Örtliche begrenzen kann, da es auch eine Gegenwart der Toten und der Abwesenden gibt« (ebd., S. 56). Vielleicht lässt sich das Intime angesichts dieser Kontradiktion mit Steinweg (2010) gesprochen auch im Sinne einer »Gespensterliebe« (S. 19) charakterisieren. Die folgenden beiden unter dem Stichwort ›Gespenst‹ stehenden Zitate aus Steinwegs (2015) Buch *Inkonsistenzen* legen dies nahe, weil darin in gewisser Weise eine Resonanz zum soeben im Anschluss an Jullien Ausgeführten zum Ausdruck kommt:

Ein Gespenst ist da, ohne da zu sein. Es ist präsent im Modus der Absenz. Deshalb stellt es eine Provokation für alle Ontologien dar, die zwischen An- und Abwesenheit, Sein und Nichts unterscheiden. (S. 110)

Das Gespenst treibt es [das Subjekt, Anm. MS] aus seiner Höhle oder seinem Innern, um es mit einem Außen zu konfrontieren, das ihm längst angehört. (Ebd., S. 111)

Intim zu sein bedeutet, sich auf den gespenstischen, abwesenden/anwesenden Anderen hin zu öffnen und sich gleichzeitig vom Anderen im Innersten ›heimsuchen‹ zu lassen, das heißt, dem Anderen »innezuwohnen« (Jullien, 2018, S. 71) und zugleich von ihm ›heimgesucht‹ zu werden.²⁷ Das auf diese Weise zwischen Selbst und Anderem entstandene bzw. dadurch generierte Intime gründet allerdings nicht darauf, wie irrtümlicherweise angenommen werden könnte, dass es zu einer »Verschmelzung« im Sinne einer »Vermischung« (ebd., S. 62) zwischen Selbst und Anderem kommt.²⁸ Vielmehr basiert das Intime »auf dem Teilen – dem, was zum Durchbruch kommt, indem es Risse in die einsame Ummauerung der Subjekte treibt und in jedem von ihnen die Grenzen seines Für-Sich oder seiner ›Privatheit‹ (*privacy*) nach hinten verschiebt« (ebd.). Bevor ich den Begriff

²⁷ Anstatt davon zu sprechen, dass das Selbst vom Anderen ›heimgesucht‹ werde, verwendet Jullien (2018) die Formulierung, dass das eine vom anderen (und umgekehrt) ›überbordet‹ werde: »Dass sich herausstellt, dass das Andere im Intimen im tiefsten Inneren des Selbst gegenwärtig ist, zeigt, dass dieses Selbst nicht in sich geschlossen, auf sich selbst beschränkt ist, sondern als ›Selbst‹ unbegrenzt an Tiefe gewinnt, indem es sich für die Unendlichkeit des Anderen öffnet und von diesem überbordet wird. [...] Solang ich im Intimen vom Anderen überbordet werde (und nicht auf mich selbst ›zurückgezogen‹ bin), kann seine Gegenwart nicht in Opazität umschlagen« (Jullien, 2018, S. 69).

²⁸ Zum Begriff der Mixtur/Mischung vgl. auch Barad (2007, S. 271, 346).

des Teilens erneut aufgreifen möchte, erscheint es bedeutsam, zunächst noch eingehender auf den Begriff der Verschmelzung einzugehen. Nach Jullien (2018) hat das Intime damit nichts zu tun, denn »Verschmelzung« würde bedeuten, »die Einzigartigkeit der Subjekte auszulöschen« (S. 70). Die Gegenwart erhalte bzw. behalte ihre Wirksamkeit nur dann,

wenn sie intim wird und bleibt, das heißtt, wenn der Andere zwar in mein tiefstes Inneres eindringt, dabei aber *anderer* bleibt. Solange er sich nur mit mir ›vereint‹, bleibt er mir äußerlich und seine Gegenwart ein bloßes Anstreifen. Wenn er aber mit mir ›verschmilzt‹, dann ist er nicht länger der Andere, der nicht nur deutlich verschieden ist, sondern dessen Distanz in mir die Gegenwart wirksam machen kann. (Ebd., S. 73f.)

Wie erwähnt, konstituiert sich die intime Gegenwart unter anderem durch das ›Teilen‹, wie dies bereits im Zusammenhang mit Variation b. des zweiten Diffraktionsmusters hinsichtlich medialer Kommunikationsräume diskutiert wurde. Das Teilen führt dazu, dass etwas »zum Durchbruch kommt« (ebd., S. 62), dass etwas passiert. Damit aber »das Intime zwischen den Subjekten passieren« (ebd., S. 85) kann, ist die Gegenwart zu zweit zu »unter-halten« (ebd.), und zwar durch »all das, was man einander den ganzen Tag über sagt, ohne dass man sich doch ›etwas‹ zu sagen (mitzuteilen) hätte« (ebd.; vgl. Jullien, 2014b, S. 27, 109). Sowohl in den Erzählungen meiner Gesprächspartnerinnen als auch bei Porombka (2017) wurde dieser Aspekt immer wieder thematisch: Es scheinen die in unterschiedlichen Rhythmen hin- und hergeschickten kurzen WhatsApp-Nachrichten, die Clips und Bilder auf Snapchat und Instagram zu sein, mit deren Hilfe die intime Gegenwart ›unterhalten‹ wird. Dies geschieht jedoch nicht unter dem Vorzeichen der Erzwingung größtmöglicher Transparenz, das heißtt, ohne dass die Beziehungspartner_innen dadurch füreinander gleichsam durchsichtig werden. Hier liegt denn auch einer der zentralen Unterschiede zum Konzept der Selbstenthüllungsintimität, das in Kapitel 2 eingehend diskutiert wurde: Nach Jullien (2018) besteht das Intime nicht darin, möglichst alles über den Anderen zu erfahren, um diesen dadurch immer besser verstehen zu lernen. Mit dem Begriff der Unter-haltung zielt er vielmehr darauf ab, dass im Dazwischen etwas passieren kann, »um zu verhindern, dass die Gegenwart, indem sie schweigt, versiegt« (S. 85).²⁹ Voraussetzung dafür ist, dass es einen Abstand zwischen den Subjekten gibt, denn nur dadurch ist es möglich, dass ›Unter-haltung‹ überhaupt stattfinden kann. Das Intime bedarf des Abstands³⁰, da nur dieser das Wirksamwerden (oder -bleiben) der Gegenwart erlaubt.

29 ›Unterhaltung‹ heißtt auf Französisch *entretien*, was wörtlich mit ›Zwischenhaltung‹ übersetzt werden kann. Das Dazwischen zeigt sich darin deutlicher als im deutschen Begriff (vgl. Jullien, 2018, S. 86).

30 Zwischen dem Begriff des Abstands und jenem der Differenz unterscheidet Jullien (2018) wie folgt: »Während die Differenz jeden Term auf seiner eigenen Seite belässt (in seinem

Durch den Abstand eröffnet sich »ein ›Dazwischen‹« (ebd., S. 79), das auf dem gegenseitigen ›Überborden‹ der Beziehungspartner_innen beruht. Auf diese Weise kann die Spannung zwischen den Subjekten passieren und aktiviert bleiben (vgl. ebd.). Dieses Dazwischen umschreibt Jullien wie folgt:

Doch was ist dieses ›Dazwischen‹, und wie lässt es sich denken? Wir wissen das ›Dazwischen‹ nicht zu denken, gerade weil dieses Dazwischen kein ›Sein‹ ist (und wir gewöhnlich nur in Begriffen der Ontologie denken können): Das *Dazwischen* ist in der Tat weder das eine noch das andere und besteht auch nicht einmal aus dem einen oder anderen (es ist kein ›Gemischtes‹, *meixis*); es hat also kein An-Sich, nichts ist ihm eigentümlich, es ist wesen- und eigenschaftslos. (Ebd., S. 79f.)

Als ebenso inadäquat erachtet es Jullien (2018), das Dazwischen »nur als Vermittler, als Schaltstelle« (ebd., S. 80) aufzufassen; es ist kein Medium, das die Beziehungspartner_innen zusammenführt. In *singulär plural sein* führt Nancy (2016) diesbezüglich die folgende Überlegung aus: »Alles spielt sich [...] unter bzw. zwischen uns [*entre nous*] ab: dieses ›Zwischen‹ hat, wie sein Name es andeutet, weder eine eigene Konsistenz noch Kontinuität. Es führt nicht von einem zum anderen, es bildet keinen Stoff, keinen Zement, keine Brücke« (S. 25). Das Dazwischen ist allerdings »*Funktion*« (Jullien, 2018, S. 80), und zwar insofern, als durch dieses – wie bereits erwähnt wurde – etwas passieren kann: Es hält die Spannung der Gegenwart aufrecht und ermöglicht es den Beziehungspartner_innen, sich zu begegnen, ohne dass diese sich gegenseitig vereinnahmen oder voneinander Besitz ergreifen, wodurch ihre Unterschiedlichkeit ausgelöscht würde (vgl. ebd., S. 81; Derrida, 2016b, S. 49; Steinweg, 2010, S. 19). Im Dazwischen wird die ›unendliche Alterität‹ (vgl. Barad, 2012b, S. 213f.) gewahrt.

Im Unterschied zum Konzept der in Kapitel 2 kritisch diskutierten Selbstenthüllungsintimität geht es beim Intimen (der intimen Gegenwart) im Anschluss an Jullien somit nicht darum, dass die Beziehungspartner_innen ein möglichst großes Wissen übereinander erlangen, um auf diesem basierend sodann das gegenseitige Verständnis zu ›erhöhen‹. Das Dazwischen, welches das Intime hervorbringt, impliziert nicht den Versuch, den Anderen möglichst transparent werden zu lassen. Auf Žižek (2008) rekurrierend stellt Steinweg (2010) vor diesem Hintergrund die folgende Frage: »Was, wenn gerade hier das Missverständnis der Liebe läge,

An-Sich und seiner Eigentümlichkeit), setzt der Abstand – durch die eröffnete *Distanz* – in ein Spannungsverhältnis, was er getrennt hat« (S. 81). Der Jullien'sche Begriff des Abstands erinnert an Barads (2014b) Verständnis agentieller Schnitte, deren Ziel nicht darin besteht, einzelne ›Bestandteile‹ eines Phänomens voneinander zu trennen, ganz so als hätten diese nichts miteinander zu tun. Stattdessen fügen agentielle Schnitte diese Bestandteile im gleichen Zug auch zusammen, da es sich beim Schneiden um ein »*cutting together-apart (one move)*« (S. 168) handelt.

in dieser Verknüpfung von Liebe, Verständnis und Verstehen?« (S. 39). Das Verstehen des Anderen bedeutet Žižek (2008) zufolge, ebendiesen Anderen »zu pazifizieren« (S. 111), ihn sich anzueignen und dabei dessen irreduzible Heterogenität (vgl. Barad, 2010, S. 265; Derrida, 2016b, S. 49) zu erkennen. Mit Barad (2012b) gesprochen ließe sich sagen, dass das Intime weniger auf *Einfühlung*, die mit gegenseitigem Verständnis einhergeht, denn auf ›Mitfühlung‹ beruht:

Living compassionately, sharing in the suffering of the other, does not require anything like complete understanding (and might, in fact, necessitate the disruption of this very yearning). Rather, living compassionately requires recognizing and facing our responsibility to the infinitude of the other, welcoming the stranger whose very existence is the possibility of touching and being touched, who gifts us with both the ability to respond and the longing for justice-to-come. (S. 219)

Das ›Mit(-Fühlen)‹ impliziert, dass das Selbst und das Andere nicht voneinander getrennt sind, wohingegen das ›Ein(-Fühlen)‹ genau diese Annahme einer apriorischen Trennung mit sich führt, wobei diese als separat aufgefassten Entitäten jedoch durchaus äußerliche Verbindungen zueinander aufweisen können. In der ›Mitfühlung‹, die sich im Dazwischen ergeben kann, sind diese Verbindungen im Unterschied dazu als innerlich zu verstehen.³¹

31 Mit Grosz (2001) lässt sich diese Überlegung verdeutlichen: »Instead of conceiving of relations between fixed identities, between entities or things that are only externally bound, the in-between is the only space of movement, of development or becoming: the in-between defines the space of a certain virtuality, a potential that always threatens to disrupt the operations of the identities that constitute it« (S. 91f.).

